

Werkbrief

Oktober 2017



Inhalt

- Mark Linnemann, Baukultur
- 7 Fragen an: Susanne Haus
- Hellmut Kanis, Das Weltmuseum
- Werkgespräch mit Jesco von Puttkamer
- Neuigkeiten und Termine
- Werkbund. Der Anfang
- Eine Kanis-Kolumne
- Impressum

Baukultur

Mark Linnemann

Baukultur ist ein deutsches Wort, seine Verbreitung ist auf den deutschen Sprachraum, das heißt Deutschland, Österreich und einen Teil der Schweiz, beschränkt. In den französischen, englischen sowie in den holländisch/flämischen Sprachgebieten findet es wortverwandt keine Verwendung. Baukultur beschäftigt sich vor allem mit Bauen. In der Verknüpfung mit dem Begriff Kultur wird das Bauen selbstverständlich aufgewertet. Der Fokus liegt auf Bauen, dem ergebnisorientierten, pragmatischen Schaffen, und führt zu einzelnen guten Bauten. Die gesellschaftskonditionierende Wirkung der Architektur bleibt größtenteils unkommentiert. Diese Auffassung der Baukultur verführt Planer dazu, das Feld der sozialen und politischen Auswirkungen ihres Handelns anderen Experten, zum Beispiel Soziologen oder Ökonomen, zu überlassen. Das bedeutet jedoch, den historischen, integrativen Kern der architektonischen Disziplin aufzugeben.

Die Planung unserer Umwelt ist einer der wenigen Kulturbereiche, in dem man, als Person oder Gruppe, tatsächlich in die Gesellschaft eingreifen kann. In dieser Hinsicht ist der Unterschied zwischen dem Bauen beziehungsweise der Architektur und den Künsten wichtig: Das Planen und Bauen sind gesellschaftsgestaltende Tätigkeiten mit einem großen Potenzial zur Verhaltensänderung; die Künste reflektieren die Gesellschaft, können jedoch nur indirekt Einfluss nehmen und neue gesellschaftliche Entwicklungen antreiben. Die Planungsprofessionen werden aufgrund dieser Fähigkeiten von außen – oft zu Recht – mit einer gesunden Portion Misstrauen betrachtet. Vielleicht ist gerade aus diesem Grund der Begriff Baukultur zurzeit populär. Wenn man Planungsaufgaben „baukulturell“ angeht, setzt man auf graduelle Entwicklung und fordert Bewahren und Erhalten. Im Selektionsprozess setzen sich bekannte, kulturell bewährte Lösungen eher durch.

Baukultur birgt eine konservative, von Kontinuität mit der Vergangenheit geprägte Veranlagung in sich und mildert damit das Änderungspotenzial der Architektur. Aber was bedeutet das für die Zeit, in der wir leben, die geprägt ist von Umbruch, Schock, schlagartigen Änderungen? Was können wir tun, um neue Akzente zu setzen, um der Dynamik der Gegenwart gerecht zu werden, um das Änderungspotenzial der Architektur wieder anzuzapfen? Auf der Hand liegt eine Umformulierung. Anstelle über den Begriff Baukultur sollten wir über Planungskultur reden und schreiben. Die Betonung des Bauens selbst wird zurückgenommen. Das Gebaute ist (nur) der erstarrte Moment eines sich im Fluss befindenden Prozesses.

Eine sprachliche Korrektur ist wichtig, reicht aber nicht. Die Planungskultur muss sich tatsächlich wandeln. Ein greifendes Nachhaltigkeitsgebot für die Architektur wäre ein erster Schritt. Das heißt, der gesamte Lebenszyklus der Architektur muss gedacht, geplant und praktiziert werden. Architekten und Planer sollten Nachnutzungen für Gebäude nach überkommener erster Nutzung strukturell in ihre Vorschläge miteinbeziehen. Eine zweite, wichtige aber sanfte Änderung betrifft die Psychologie der Planer. Architektur war in allen Epochen fähig, gesellschaftliche Änderung, sogar Revolution, voranzutreiben und zu begleiten. Mit dem gängigen Verständnis der Baukultur gaukeln wir uns jedoch selbst vor, dass wir für die Herausforderungen der Gegenwart nicht unbedingt neue Konzepte brauchen. Das ist ein Fehler. Die wichtigste Voraussetzung für neue architektonische Ideen ist, dass man sich traut, sich außerhalb der bekannten Pfade zu bewegen.

„7 Fragen an ...“

Erfahren Sie etwas über die Fachgebiete wie auch die persönlichen Ansichten unserer Mitglieder: Wir legen den aus wechselnden Disziplinen ausgewählten Mitgliedern eine Anzahl von Fragen vor, die es sowohl sachlich zu beantworten gilt, die teils aber auch der Phantasie freien Lauf ermöglichen. Davon können sich die Befragten nach ihrem Belieben sieben Fragen zur Beantwortung herausuchen.

Susanne Haus

Maler- und Lackierermeisterin
Staatlich geprüfte Restauratorin des Maler- und Lackiererhandwerks
Öffentlich bestellte und vereidigte Sachverständige



Wann und wie sind Sie mit dem Werkbund in Berührung gekommen?

Das Leben und Arbeiten im und mit dem Handwerk wirft automatisch die Frage nach Gestaltungskonzepten und -prinzipien auf und erfordert eine gewerkübergreifende Zusammenarbeit. Die Grundpfeiler des Werkbundes und auch des Bauhauses sind da gute Leitplanken. Ganz konkret bin ich auf Vorschlag von Bruno K. in den Werkbund berufen worden.

Was bedeutet der Werkbund für Sie?

Der Werkbund ist ein Platz, der Netzwerke und vielseitige Kontakte möglich macht. Menschen, denen ihre Umwelt und deren Gestaltung am Herzen liegen, können sich gegenseitig inspirieren und auch in konstruktivem Diskurs ihre Ansichten überprüfen. Diesen Austausch

und Blick über den eigenen Tellerrand finde ich spannend, wertvoll und notwendig.

Wie kamen Sie zu Ihrem Beruf?

Diese Frage ist in einem Familienbetrieb, als dessen dritter Generation ich nun die Geschicke leiten darf, nicht schwer zu beantworten. Wenn man zwischen weißen Latzhosen, Leitern, bunten Pigmenten und dem Geruch nach Leinöl, Lack und Farben groß wird, so ist die Überlegung, ebenfalls diesen kreativen Beruf zu ergreifen naheliegend. Gleichwohl geisterte in meinem Kopf auch die Idee nach dem Abitur zu studieren, etwa Theaterwissenschaften oder Kunstgeschichte, aber das war mir am Ende alles zu theoretisch.

„ Das Handwerk bietet so viele interessante Möglichkeiten, dass ich es bis heute nicht bereut habe, diesen Beruf erlernt zu haben.

Das Handwerk bietet so viele interessante Möglichkeiten, dass ich es bis heute nicht bereut habe, diesen Beruf erlernt, unseren Betrieb übernommen zu haben und das Erbe meines Großvaters weiterhin mit Leben füllen zu dürfen.

Mit welchen Alternativen erholen Sie sich von Ihrem Berufsalltag?

Gemeinsam mit meinem Lebensgefährten bin ich oft mit dem Motorradgespann unterwegs. Da kann ich abschalten und sowohl praktisch als auch gedanklich auf große und kleine Reisen gehen.

Aber auch Lesen, Theaterbesuche und Müßiggang mit der Sonne auf dem Bauch sind meine Favoriten um Entspannung zu finden.

Haben Sie ein Lieblingsland / eine Lieblingsregion und warum?

Es ist eher die Natur und der Moment, dem es gelingt, mich einzufangen und mein Herz berührt. Das kann in meinem Garten sein, aber auch beim Spaziergang im herbstlichen Wingert oder der Sonnenuntergang am Gardasee. Dann bin ich genau in diesem Moment am liebsten an genau dieser Stelle.

Welcher historischen Person würden Sie gerne einmal begegnen?

Eine Person, die mich immer wieder hat aufhorchen lassen, ist und war Heiner Geißler. Leider jetzt auch eine historische Person, die ich gern einmal getroffen hätte. Bewundernswert finde ich sein Querdenken und die Leidenschaft, mit der er seinen Weg gegangen ist.

Wenn Sie einen Tag allein die Bundesrepublik regieren könnten, welches persönliche Anliegen würden Sie direkt als Gesetz verabschieden?

Ich würde den Fokus auf die Kinder und Jugendlichen richten und so viel Geld und Manpower wie möglich in die Betreuung, Bildung und Herzensbildung der nachkommenden Generationen pumpen. Das ist für mich die klügste Investition in die Zukunft unserer Gesellschaft.

(Die Fragen stellte Knut-Hendrik Schaefer)

Das Weltmuseum

Weg und Ziel

Ein Beitrag von Prof. Dipl.-Ing Hellmut Kanis

Noch- und wieder einmal ist ein heftiger, von manchen als „Glaubenskrieg“ geführter Streit um einen gangbaren und „richtigen“ Weg zu dem gemeinsam angestrebten Ziel entbrannt, das von Förderern und einer Stiftung jahrelang umsorgte Gutenbergmuseum seiner Bedeutung gemäß zu einem Weltmuseum zu erweitern und auszubauen – zur rechten Zeit!

Zur rechten Zeit, weil nach einem von der Architektenkammer Rheinland-Pfalz betreuten und begleiteten Wettbewerbsverfahren das prämierte Architekturbüro für einen ersten Teilbereich der Wettbewerbsarbeit den Auftrag für die Erstellung eines Vorentwurfes aufgrund eines Stadtratsbeschlusses erhalten hat, um dadurch die eingereichte Wettbewerbsarbeit der fachkundigen Überprüfung und einem „Härtetest des Nachweises für eine Realisation“ und neben den städtebaulichen Fragen der wirtschaftlichen Durchleuchtung und einem Kostennachweis auszusetzen.

Für diese Klärungs- und Überprüfungsphase wurde der hierfür in die Pflicht genommenen Mainzer Stadtverwaltung eine Baukommission mit berufenen Fachleuten beigelegt. In der ersten Sitzung konnten viele von einem bisher nicht beteiligten Architekten vorbereiteten Fragen und Anregungen nicht vorgetragen und eingebracht werden, sodass dieser sich gezwungen sah und verpflichtet fühlte, seine kritischen Fachbeiträge in einen achtseitigen Schriftsatz zusammenzufassen und diesen den Fraktionsvorsitzenden, der Verwaltung und dem Oberbürgermeister zuzuschicken.

Dieser Schriftsatz und die darin gestellten Fragen wurden auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht ...

Das kam für viele, die schon mit dem Gefühl der Hilflosigkeit und der Resignation – „Es ist schon alles gelaufen!“ – befallen waren, überraschend und führte zu einer wuchtigen Welle von kämpferischen Leserbriefen. Dazu kamen aber auch – zwar als sachlich bezeichnete Stellungnahmen für oder gegen ein neues erweitertes Museumsbauwerk – das Thema aber einschränkende Beiträge unter der Übernahme der inzwischen für das umstrittene freistehende hohe Erstbauwerk angewöhnten Bezeichnung „Turm“ oder inhaltbezogen gesteigert „Bibelturm“.

So entstand und besteht die Gefahr, zu diesem Zeitpunkt und in dieser notwendigen Nachdenk- und Überprüfungsphase den Weg zum Ziel selbstgerecht zu zerreden und mit Themenverwicklungen – „Bäume oder Turm“ – zu belasten und zu beschweren. Es entsteht die Gefahr, die Lust am Einsatz für den Weg zum Ziel gänzlich zu verlieren.

Das Verdienst des bisherigen Verfahrens, das eindeutige Ergebnis des Verfahrens, zeigt: Es muss ein kraftvolles Zeichen, ein weltweit wirkendes Symbol und einprägsames Logo geschaffen und gesetzt werden – jetzt!



Modellbild, DFZ Architekten GmbH. Foto: Philip Huebenthal

Ein Zeichen, das den Willen und den Beginn der Anstrengungen zum Bau und Ausbau eines Weltmuseums glaubhaft und unumstößlich macht, den Liebfrauenplatz schont und bereichert. Dazu und zu einer zielführenden Diskussion gehören ein fester Wille und Mut zur Zukunft, eine für Argumente offene Unvoreingenommenheit, eine ungefärbte und offene Sachlichkeit und ein respektvoller Blick auf Geschichte und Vergangenheit:

1926 bezog das Museum dem Dom gegenüber erste Räume im "Römischen Kaiser",

1932 übernahm und füllte das Gutenbergmuseum das ganze Haus,

1962 schuf der Architekt Rainer Schell dahinter ein noch heute zeitlos zeitgemäßes Bauwerk,

1975 befreite der "Domplatz-Wettbewerb" den Liebfrauenplatz von Straßenbahn und Autoverkehr,

1978 konnte die wertvolle Bibel aus den USA heimgeholt werden, und

2000 wurde vom Büro Rossmann + Partner eine Sanierung und Erweiterung durchgeführt.

Heute stehen nicht nur wieder eine Grundsanierung und vielseitige Feuerschutzmaßnahmen an, sondern auch der dringende Bedarf und die Notwendigkeit an weiteren Nutzflächen. Schon allein diese notwendigen Sanierungsarbeiten und die bereits angemahnten Maßnahmen für den Feuerschutz erzeugen eine hohe Kostenbelastung für den städtischen Haushalt, geschweige denn, können die im hohen zweistelligen oder gar dreistelligen Millionenbereich anzusetzenden Kosten für die Erweiterung und Gestaltung eines kompakten "Weltmuseums" in den Haushalt der Stadt eingebracht und von der Stadt aufgebracht werden. Es muss eine groß angelegte Spendensammelaktion angelegt und durchgeführt werden!

Gutenberg – Die Buchdruckerkunst Luther – Die Bibel Mainz – Das Museum

2016 fand für das Museum nach Vorgaben der Stadt ein Architekten-Wettbewerb statt. 2017 wurden die eingereichten Arbeiten vorgestellt und es begannen die Städtebau-Diskussionen. Dass die bestehenden Museumsgebäude einer Erweiterung bedürfen, blieb unbestritten. Das hochgesetzte Ziel, diese durch weitere Bauteile zu ergänzen und dem Gesamtkomplex einer der Bedeutung von Gutenberg gemäßen Gestaltung und Darstellung zuzuführen, der Wille, an der bisherigen Stelle, zu Fuß des Domes den Liebfrauenplatz mit einem einfühlsam erweiterten Museum, einem Weltmuseum, zu bereichern und abzurunden, blieb erhalten und wurde bekräftigt.

Erste Schritte hierzu wurden getan: Der verdienstvolle Förderverein und die Gutenberg-Stiftung wurden vereint und für den Vorsitz eine Persönlichkeit gewonnen - eine Persönlichkeit, die als Ziel den Anspruch erhebt, dass "das Gutenberg-Museum für die Mainzer den gleichen Stellenwert bekommt, wie das Metropolitan Museum of Art für die New Yorker".

Für und auf den Weg zu diesem Ziel kann und sollte eine künstlerisch gestaltete haushohe Skulptur erdacht und geschaffen, als Zeichen gesetzt und als werbewirksames "Logo" für eine weltweite Sammelaktion zur Verfügung gestellt werden.

Ein auf langen Wegen erreichbarer „Bibelkeller“ mit einem in neuer Architektursprache dem bisherigen Museumsbauwerken vor- und aufgesetzten bronzebelegten Treppenhausgebäude kann hierbei als Vorgriff zu einem Gesamtwerk, wenn diese unwirtschaftliche Anlage mit den bisher zur Verfügung stehenden Geldern überhaupt finanzierbar sein sollte, nicht dienlich und für einen konsequenten Weg zum Ziel nur schädlich sein.

„Let's drive a Jesco“

Werkgespräch mit Jesco von Puttkamer

Ein Bericht von Sibylle v. Roesgen

Bei strahlendem Sonnenschein fanden sich zahlreiche Mitglieder des Werkbunds Rheinland-Pfalz in der luftigen Werkstatthalle von Jesco von Puttkamers „Germany's smallest Autofabrik“ ein.

In inspirierender Umgebung mitten im alten Ober-Ingelheim gelegen, führte uns Jesco von Puttkamer in seine Welt: Eine Werkstatt mit dem Geruch von Lack und Schmiermittel, der zu jeder Autowerkstatt gehört, voll mit Stanzmaschinen, Werkbänken, Metallgegenständen und natürlich jeder Menge Autos und anderer Vehikel. Die Werkstatt ist Teil eines kompakten Altbaukomplexes in dem auch seine Frau, die Malerin Katja von Puttkamer, ihr Atelier hat und wo die Familie Arbeiten und Leben miteinander verbindet. Im Unterschied zu üblichen Autowerkstätten oder Fertigungshallen herkömmlicher Automobilhersteller ist diese Werkstatt jedoch nur 42 qm groß.

Handmade by Jesco von Puttkamer! Entsprechend messen seine Autos zwischen 8 cm und 30 cm und sind dennoch allesamt fahrtüchtig, auch ohne Verbrennungsmotor oder E-Technik. Den umweltfreundlichen Antrieb besorgt eine mechanische Feder, die aufgezogen wird und beim Ablaufen die Gefährte in Bewegung setzt. Bei den kleinsten Automodellen reicht bloße Muskelkraft. Jedes ist von Hand gefertigt. Das kleine Format, die vereinfachte Form, die bunten Farben und die mit einem kleinen Vierkantschlüssel zu betätigende Mechanik erinnern an altes Blechspielzeug. Spielzeug sind die Autos und anderen Vehikel Jesco von Puttkamers jedoch nicht. Auch wenn sie wie Spielzeug anmuten, zum Spielen verleiten und mit ihrer Originalität und ihrem Witz ein Lächeln auf die Gesichter der Nutzer zaubern. Es sind in Auflagen hergestellte Kunstobjekte. Sie sind das Resultat einer intensiven Auseinandersetzung mit genuin künstlerischen Fragestellungen, deren Produktion und Distribution.

Jesco von Puttkamer studierte Kunst und Kunstgeschichte an der Universität Mainz. Seine frühen Werke waren Unikate, Eisenskulpturen, die er aus Industrieabfällen und anderen Metallwaren zusammenschweißte. Der Betrachter war aktiv mit einbezogen, indem dieser durch Schieben, Drehen oder Drücken die Objekte geräuschvoll in Bewegung setzen konnte. Eine Lackierung band die aus unterschiedlichen Zusammenhängen stammenden Metallabfälle zu einer optischen Einheit zusammen. Ausgehend von den Ursprungsmaterialien für seine Eisenskulpturen beschäftigte er sich mit der Industriegeschichte und begann die Anfänge der industriellen Produktion in seiner Werkstatt nachzuvollziehen. Neben den Aspekt des künstlerischen Unikats trat der Gedanke, Kunst zu vervielfältigen und Kunst,



Handwerk und industrielle Teilproduktion zu verbinden. 1999 begründete er „Handmade by Jesco von Puttkamer“ und seine ersten Autos liefen nicht vom Band, sondern fuhren, allesamt handgemacht, auf seinem Werkstatttisch.

Bis zum fertigen Auflagenobjekt ist es ein langer intensiver künstlerischer Weg. Reale Gegenstände bilden den Ausgangspunkt, wobei das Auto oder Vehikel – etwa Schiffe – den inhaltlichen Schwerpunkt bilden. Hinzu kommen andere Gegenstände oder Tiere. Beinahe alle haben ein „bewegendes Herz“, einen Federantrieb. Der Körper ist zweidimensional aus lackiertem Metallblech gestanzt. Die Räder aus Metallscheiben, durch Achsen verbunden, gewährleisten nicht nur einen sicheren Stand sondern auch die Fahrtüchtigkeit. Jesco von Puttkamer gelingt es, die äußere Gestalt des realen Vorbilds so zu reduzieren, dass seine Charakteristik hervortritt. Er entwickelt „Prototypen“: Der Lastwagen, das Rennauto, der Dampfer. Nicht nur in der künstlerischen Abstraktion liegt die Herausforderung, sondern auch in der Beschränkung durch die technischen Herstellungsmöglichkeiten der Stanzmaschine. Hinzu kommt die Lackierung mit ein bis zwei Farben als zusätzlicher Träger der Aussage, und die Bewegung. Durch Größe, Anordnung und Stellung von Rädern und Achsen machen Jesco von Puttkamers Blechobjekte typische Bewegungen oder karikieren die Bewegungen des realen Vorbilds. Er verleiht ihnen Räder, auch wenn das reale Vorbild ohne sie auskommt. Der Dampfer führt eiernd-schwankend über den Tisch, als würde er durch schwere See navigiert. Mancher Wagen kann sogar um die Ecke fahren, weil er aus biegsamem Blech mit elastischer Lackierung gefertigt ist. Die Solidität des Autos als Sinnbild deutscher Wertarbeit wird verballhornt, in dem der Wagen sich in der Mitte entzweit und bei der nächsten Drehung der Räder wieder zusammenfügt. Beim Prototyp eines Hörertelefons auf Rädern hebt sich der Hörer behäbig, als spränge er durch die Vibration des Klingelns auf und ab. Mit immer neuen beräderten Miniaturen von realen Objekten lotet Jesco von Puttkamer die Möglichkeiten seiner Invention aus. Unter seinen Kunden befinden sich zahlreiche Firmen, für die er limitierte Auflagen-Objekte entsprechend ihrer Corporate Identity schafft. Anderes ist in seinem ständigen Werkstatt-Programm und kann einzeln erworben werden. Mit diesem Konzept bewegt er sich ganz in der Nähe der von Daniel Spoerri 1959 ins Leben gerufenen Edition MAT (Multiplication d'art Transformable), an der sich übrigens auch die Altväter der kinetischen Kunst Marcel Duchamp und Jean Tinguely beteiligten: Das dreidimensionale, häufig kinetische, Kunstobjekt wird in einer überschaubaren Menge vervielfältigt, behält aber seinen Charakter als Kunstwerk und ist durch seinen Preis jedermann zugänglich. Jesco von Puttkamer holt die Ideen für seine Blechobjekte, seine Multiples, aus dem Alltag, der jedermann umgebenden Welt. Er verfremdet die Alltagsgegenstände künstlerisch und gibt sie dann, zum Beispiel dank erschwinglicher Preise, jedermann wieder.

Mit seiner „Maison Culturelle“, einem Mini-Museum, überträgt er die Idee der Verbindung von Alltag und Kunst ins Konzeptionelle: In eine riesige fahrbare Box sind Gucklöcher gebohrt, durch die man die beweglichen Objekte aus Jesco von Puttkamers Welt beobachten kann. Die „Maison Culturelle“ steht an unterschiedlichen Orten im öffentlichen Raum. Man stolpert über sie in Bahnhöfen, Supermärkten und Firmen-Entrees. Ihr Inhalt wird auf die jeweilige Umgebung abgestimmt, sodass Kunst und Alltag in Dialog treten und der Betrachter – im wörtlichen Sinne en passant – selbst aktiv eine Verbindung herstellen kann.



„Aus Freude am Fahren“ lautet der Slogan eines namhaften deutschen Automobilherstellers. Analog dazu kann man formulieren: „Aus Freude an der Kunst – let's drive a Jesco“ made by Germany's smallest Autofabrik. Mit seinen Blechobjekten verbindet er im besten Werkbund-Geist Kunst, Handwerk und Alltag, gewürzt mit einer gehörigen Prise Witz. Willkommen im Werkbund, Jesco von Puttkamer.

For further information: <http://www.handmade-by-puttkamer.de>



Neuigkeiten und Termine

Werkgespräche

Werkgespräche bieten den Mitgliedern des Werkbunds eine Kommunikationsplattform. Diese stellen Themen vor, mit denen sie sich gegenwärtig auseinandersetzen. Mit hoher Expertise führen die Mitglieder in der Regel in ihre professionellen Arbeitsgebiete ein, präsentieren besondere Projekte, Aspekte oder Vorhaben und stellen ihre Ansätze und Ergebnisse zur Diskussion. Die Werkgespräche sind nicht nur bereichernd für die Zuhörer, sondern immer dann auch für den Referenten von besonderem Wert, wenn die vorgestellten Ansätze mit den Teilnehmenden erörtert werden. Die Herkunft der Mitglieder aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern wirkt befruchtend auf die Diskussion, in dem die vorgestellten Themen aus anderen (professionellen) Blickwinkeln betrachtet werden. Ein Bericht über das Werkgespräch auf der Homepage sorgt für die weitere Verbreitung der Aktivitäten der Mitglieder.

Der Vorstand möchte für diese speziell werkbündlerische Form der Kommunikation ausdrücklich werben und lädt die Mitglieder herzlich dazu ein, die Möglichkeit des interdisziplinären Austauschs zu nutzen, ob als Referent oder Teilnehmer.

Auch Nicht-Mitglieder sind als interessierte Gäste und Diskussionsteilnehmer herzlich willkommen.

Neues Mitglied

Professor Dr.-Ing. [Piotr Kuroczynski](#), Architekt

2010 promovierte Professor Kuroczynski an der TU Darmstadt mit der Doktorarbeit zum Thema der medialen Aneignung der Stadt Breslau nach 1945.

Er lehrt Angewandte Informatik und Visualisierung im Bauwesen am Fachbereich Technik der Hochschule Mainz. Schwerpunkt seiner Professur liegt in der BIM-konformen 3D-Bestandserfassung, Modellierung und Visualisierung an der Schnittstelle zwischen den Geoinformatikern und Vermessern, Architekten und Bauingenieuren. Kuroczynski ist Gründer und Vorsitzender der internationalen Arbeitsgruppe „Digitale Rekonstruktion bei Digital Humanities im deutschsprachigen Raum e.V. (DHd)“.



Termine (bitte beachten Sie auch die Einladungen)

27.10.2017 Erster „Jour fixe“ in der Geschäftsstelle. Eine Fortsetzung ist geplant. Weitere Informationen nach dem ersten Treffen.

10.11.2017 Werkgespräch mit Emil Hädler zum aktuellen Stand „Mittelrhein“.

15.12.2017 Werkgespräch mit Georg-Peter Karn zu den Bastei-Villen (Villa Musica und Gästehaus der Landesregierung) in der Geschäftsstelle.

12.01.2018 Neujahrsempfang im Weinhaus Schreiner
und schon jetzt:

1.-2.06.2018 Werkbundtag 2018 in Basel, ausgerichtet vom Werkbund Baden-Württemberg

Werkbund. Der Anfang

von Prof. Dipl.-Ing Hellmut Kanis

1945: Städte und Gemeinden lagen in Trümmern, tausende von Menschen hatten kein Dach über Kopf, Straßen und Wege mussten freigeräumt, Berge von Schutt und Asche beseitigt und abgetragen werden. Noch war an keinen Aufbau zu denken und kein „Bauen“ vorstellbar.

In dieser Zeit legte „Papa Lempp“, wie Rudolf Lempp, Professor an der Technischen Hochschule (TH) Stuttgart sowohl respekt-, wie liebevoll von seinen Studenten genannt wurde, seine „in schweren Kriegszeiten unter tausend Hemmungen“ (Zitat Lempp) erarbeitete „Einführung in die handwerklichen Grundlagen des Bauens für Bauingenieure und Architekten (1946)“, als Leitfaden und Lehrbuch mit dem Titel „Das Bauwerk“ vor und gab es den heimkehrenden Bauleuten und Studenten an die Hand.

In einer knappen systematischen Darstellung wurde durch Lempp, das ganze Gebiet der Baukonstruktionen umfasst. Es sollte dazu dienen die gesunde handwerkliche Grundlage über alle Krisen der Zeit hinweg der Baukunst der Architekten wie der Bauingenieure zu erhalten und zu festigen.

Professor Lempp: „Bauen ist zunächst eine technische Aufgabe. Nur wer die technischen Erfordernisse des Bauens beherrscht, kann richtig bauen. Bauen ist aber immer zugleich eine Frage der Gestaltung? Die letzte Verantwortung aber haben wir der Zukunft gegenüber, vor der auch das kleinste Bauwerk als ein Stück Kultur und Unkultur dastehen wird.“ Diese Hinweise auf die Verantwortung und auf die Durcharbeitung – gleich bei welchem „Stil“ und Richtung – bis ins letzte Detail waren und blieben von erzieherischem Wert.

Besonders nach einer Zeit, in der die Lehre auf „richtig und falsch“ verengt und das „Deutsche Haus“ – Steildach, Mittelachse und Kreuzsprosse – in ideologische Höhen erhoben und gesinnungssymbolisch besetzt worden waren und ein befähigter und lehr- und redebegabter Architekt namens Paul Schmitthenner, der auch Materialgerechtigkeit und Detailgenauigkeit vertrat und praktizierte, sich ehrgeizbesessen zum „Reichsbaumeister“ herausheben und bereitwillig feiern ließ.

Als noch vor dem Krieg in Stuttgart gleich neben der TH das Haus des Handwerks als einer der ersten Häuser dieser Art mit vorgehängten Natursteinplatten versehen, aber der damaligen Zeit folgend in den beiden Ecken je eine aus Steinblöcken herausgemeißelte

Figur – auf einer Seite ein mit großem Hammer auf einen Ambos hauender Schmied und auf der anderen Seite zwei, einen Balken tragende Zimmerleute – eingesetzt wurde, zeigte Schmitthenner, sich theatralisch in Positur setzend, hinaus und verkündete entrüstet: „... und sehen Sie, meine Damen und Herren, nun tragen sie den einzigen echten Stein auch noch fort ...“ Nach dem Krieg bei dem Wiederaufbau der Dresdner Bank am Schlossplatz verwendete er dann selbst „gesägte“ Platten, setzte dabei aber bei Bögen über den Türen noch je einen „echten Schlussstein“ ein.

Als „Altersbosheit“ kommentierte dies Schmitthenners Nachfolger, Prof. Dr. Richard Döcker, Dekan des Fachbereichs Architektur sowie Bauleiter der Weißenhofsiedlung. Döcker mahnte aber auch: „... das Bauen des Dritten Reiches beginnt erst noch, denn die, die er ausgebildet hat, werden jetzt Kreisbauräte ...“ – Bauräte, die „auf dem Land“ keine Flachdachhäuser zuließen – zumindest eine Weile. Dazu sagte 1961 Walter Gropius: „... nach meiner Beobachtung braucht es mindestens die Zeitspanne einer Generation, ehe sich eine neue Idee verbreitet ...“

Nun bedurfte es eigentlich keiner „neuen Idee“. Der 1907 gegründete Deutsche Werkbund zeigte den Weg zu klaren und zeitgemäßen Aussagen auch beim Bauen. „Die Moderne“ stellte sich das erste Mal 1927 mit der Weißenhofsiedlung in Stuttgart vor – eine im Dritten Reich bekämpfte, geschmähte und verhöhnte, von Schmitthenner zum Abbruch vorgeschlagene Werkbundsiedlung mit flach bedachten, von international anerkannten und bekannten Architekten geplanten Häusern an der Bruchkante eines Hanges.

Nach dem Krieg versuchte Schmitthenner sich noch einmal Gehör zu verschaffen. Er ließ sich von ehemaligen Studenten, die inzwischen Dozenten an der Staatsbauschule in Stuttgart waren, einladen und verteidigte und zelebrierte außerhalb des Schulgeländes in einem großen, mit Studenten prall gefüllten Saal als „Deutscher Altbaumeister“ begrüßt und vorgestellt, über eine Stunde seine Vorstellungen vom „Deutschen Bauen“, indem er Bilder im gleichen Stil großformatig gegenüberstellte: links die ersten, noch nicht eingegründeten Flachdachhäuser von Ernst May in Frankfurt und rechts daneben ein schiffbedecktes Friesenhaus mit einem auf der Bank sitzenden, Pfeife rauchenden alten Schiffer.

Rudolf Lempp, seinerzeit Direktor der Staatsbauschule, war nicht anwesend. Auch wenn die Bilder in seinem Lehrbuch „Das Bauwerk“ manchmal an diese Vorkriegszeit erinnern, so werden die Konstruktionsbeispiele und Details von ihm lehrend und ideologisch neutral dargestellt. Und auch im Kapitel „Das Pappdach“ wird die Möglichkeit, sehr flache, ja waagerechte Dachflächen dicht herzustellen – bis hin zu begehbaren Terrassen – auf mehreren Seiten behandelt.

Die Moderne und die Ideen des Bauhauses in Weimar konnten sich bis zum Beginn des Dritten Reiches nicht in Breite durchsetzen. Zahlreiche Lehrende wanderten aus und wurden in anderen Ländern international bekannt und erfolgreich.

Durch die Zerstörung der Innenstadt vertrieben, fand in Stuttgart nach dem Krieg der Fachbereich Architektur in den Räumen der Kunstakademie auf dem Killesberg – ausgerechnet neben der bis dahin vielgeschmähten Weißenhofsiedlung – Unterkunft und Quartier. Hier fanden die vom Deutschen Werkbund kommenden und dessen Haltung und Ideen tragenden Lehrenden zusammen. Eine Atmosphäre der Freiheit des Denkens und der Befreiung von ideologischer Enge sowie die Befreiung von jeglicher Einseitigkeit und das Öffnen und Suchen nach Lösungen der Zeit und der Zukunft beflügelten die Studenten.

Professor Max Bäcker, der später an der TH Darmstadt lehrte, schildert in dem Werk „Der Deutsche Werkbund und seine Mitglieder 1907 – 2007“ von Roland Günter dieses Milieu und diese Aufbruchstimmung (Seite 388):

„... wir hatten das Glück und studierten in Stuttgart unmittelbar neben der



Weißenhofsiedlung. Häuser von J.J.P. Oud. Foto: Pjt56.



Weißenhofsiedlung. Doppelhaus Le Corbusier & P Jeannaret. Foto: Andreas Praefcke.

Weißenhofsiedlung (1927). Die einen wollten sie abreißen, so wie später (1960) das unversehrte Kaufhaus Schocken (1927) von Erich Mendelsohn. Die anderen kämpften um ihre Erhaltung und Renovierung. Wir konnten am Deutschen Werkbund gar nicht vorbeikommen und fühlten uns als Prätorianer, zumal Richard Döcker, Heinrich Lauterbach, Hans Hildebrand, Theodor Heuss, Adolf G. Schneck unsere Lehrer waren.

Für den Werkbund war Stuttgart ein gutes Pflaster. Theodor Fischer war Gründungsmitglied des Werkbunds und hatte als Architekt die Stadt und als Professor die Architektur-Ausbildung geprägt. Theodor Heuss war mehrere Jahre Geschäftsführer des Werkbunds gewesen, Richard Döcker hatte die Bauleitung der (Weißenhof-) Siedlung. Mia Seeger, Bodo Rasch, Willi Baumeister, Wilhelm Wagenfeld und viele andere prominente Künstler waren hier sesshaft und hatten die zwölf Jahre NS-Diktatur leidlich überstanden. Der Funke war auf die nächste Generation übergegangen."

Das Fragen und Suchen nach der der Örtlichkeit und Umgebung angemessenen städtebaulichen Lösung standen nunmehr im Vordergrund: Wo und in welcher Umgebung steht das Gebäude, wie und woher kommt man heran, wo ist der Eingang, wie fährt man vor, wie fügt es sich ein, welcher Akzent wird gesetzt, welche Form und Dimension werden dem gerecht – „... und wer das alles bedenkt und beherrscht, der kann dann von mir aus auch noch eine Kreuzspitze zeichnen“, knurrte Richard Döcker seinerzeit bei seiner Antrittsrede unter dem Jubel der Studenten im übertoll besetzten Auditorium Maximum der Technischen Hochschule.

Impressum

Herausgeber
Deutscher Werkbund Rheinland-Pfalz e.V.
Auf der Bastei 3
55131 Mainz

Redaktion
Helge Hußmann
Knut-Hendrik Schaefer
Jonas Wagner

Gestaltung und Produktion
Jonas Wagner

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers oder der Redaktion wieder.

Werkbriefe werden dreimal im Jahr versendet.

[Redaktionsschluss für den Werkbrief
Dezember 2017](#)

Die Redaktion freut sich über Beiträge von Mitgliedern, besonders auch über Diskussionsbeiträge zu den Artikeln in vorhergehenden Werkbriefen. Bitte beachten Sie den Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:

[Ende November 2017](#)